



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland : Roman. VIII.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

dem die Abgabe einer Erklärung in der einen oder der anderen Richtung in Zukunft keinerlei formelle Schwierigkeiten mehr machen wird, vier Jahre hindurch nicht Zeit fand, sich auf sein deutsches Staatsbürgertum zu besinnen, wer vielleicht die Abgabe einer Erklärung absichtlich vermied, um sich nicht den Pflichten eines Deutschen zu unterwerfen, der mag ruhig aus dem Kreise der deutschen Staatsangehörigen ausscheiden. Er würde damit natürlich auch die Konsequenzen auf sich zu nehmen haben und gewärtigen müssen, bei seiner Rückkehr nach Deutschland als Ausländer behandelt zu werden. — Den übrigen Ursachen, aus denen ein Deutscher ohne sein Zutun eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt, kommt keine so große Bedeutung zu, so daß ich sie hier übergehen kann.

Die hier gegebenen Leitsätze werde ich mit Rücksicht auf den mir hier zur Verfügung stehenden Raum an anderer Stelle weiter ausarbeiten. Auf eines jedoch möchte ich zum Schluß noch hinweisen. Auch das praktisch und theoretisch beste Staatsangehörigkeitsgesetz wird solange keinen Erfolg haben, als nicht Mittel und Wege gefunden werden, seine Kenntnis in weiteste Kreise, namentlich in die Kreise derjenigen zu tragen, die ihr Vaterland verlassen. Eines dieser Mittel scheint mir zu sein, daß sich die großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften, die selber ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung und Förderung des Deutschtums im Auslande haben, in den Dienst der Sache stellen. Sie könnten in ihren Prospekten (Umschlagseiten), die in die Hände Tausender kommen, seine entscheidenden Bestimmungen veröffentlichen; sie könnten an geeigneten Stellen ihrer der Personenschiffahrt dienenden Dampfer, namentlich in den Zwischendecks, diese Bestimmungen im Abdruck aushängen. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Tausende deutscher Staatsbürger ihre Staatsangehörigkeit verloren haben einerseits wegen der formellen Schwierigkeiten, die sich aus der Eintragung in die Konsulatsmatrikel ergaben, anderseits aber aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen. Der letzte Grund dürfte der wichtigere sein; sorgen wir dafür, ihn, so weit zugänglich, zu vermeiden.



## Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius R. Haarhaus

VIII.

Der Schüler des Jesuitenkollegiums zu Münstereifel, der in seiner Unschuld, wie Pater Ambrosius mit besonderem Behagen zu erzählen pflegte, die lateinische Wendung „diem supremum obire“ mit „Hochzeit machen“ übersetzte, hatte wirklich nicht so ganz unrecht. Sterben und heiraten bedeuten in gewissem Sinne dasselbe, nämlich einen Sprung ins Ungewisse unternehmen. Dabei haben die, die bei der

Ausführung dieses Sprunges die erstere der beiden Methoden einschlagen, vor den anderen den doppelten Vorteil voraus, daß ihnen die Kirche auch dann noch zur Seite steht, wenn sie den sicheren Boden ihrer bisherigen Existenz verlassen haben, und daß sie sich des Trostes erfreuen können, ein Schicksal zu erleiden, das keinem Sterblichen erspart bleibt. Auch zum Heiraten bietet die Kirche dem Menschen hilfreich die Hand, sie geleitet ihn segnend bis hart an den Rand des Abgrundes, dann aber überläßt sie ihn seinem Geschick, und er muß zusehen, wie er sich im Jenseits der Ehe zurechtfindet.

Solchen Erwägungen mochte sich der Freiherr v. Friemersheim in der schwülen Zulinacht hingeeben haben, die seinem Ehrentage voranging, denn er war am anderen Morgen auffallend ernst gestimmt und mußte sich geradezu dazu zwingen, den Hochzeitsgästen, die in den ersten Vormittagsstunden von allen Seiten eintrafen, ein freundliches Antlitz zu zeigen. Sekt, wo er so nahe am Ziele seiner Wünsche stand, war seine Ungeduld plötzlich verflogen, und das bedachtame Alter, dem er so lange Widerstand geleistet hatte, forderte gebieterisch sein Recht.

Genau das Umgekehrte war bei Merges der Fall. Sie hatte den Hochzeitstag durchaus nicht herbeigesehnt, vielmehr im glücklichen Leichtsinne der Jugend die immer kürzer werdende Spanne Zeit, die sie von diesem Tage trennte, für eine kleine Ewigkeit gehalten. Und nun war die Ewigkeit doch vorbei; die ersten Strahlen der Morgensonne fielen durch das winzige Fenster der Hütte, in der das Mädchen zum letztenmal geschlafen hatte, und wie sie sich nun im wohligen Behagen des Erwachens auf ihrem Lager wälzte und reckte, lachte ihr verheißungsvoll von der Wand das rosenrote Seidenkleid entgegen, das vor mehr als vierzig Jahren die damals noch so schlanke Gestalt der bräutlichen Antonetta v. Friemersheim umhüllt hatte.

Merge wollte schon, wie es bisher ihre Gewohnheit gewesen war, aufspringen und sich ankleiden, um so früh wie möglich das Vieh zu versorgen. Da fiel ihr noch rechtzeitig ein, daß die Kühe ja schon am Tage zuvor nach Haus Rottland gebracht worden waren. Nun kam sie sich wirklich wie eine Freifrau vor, und sie freute sich zum erstenmal auf die Stunde, wo der Segen des Priesters sie vor aller Welt in die ihr nun so begehrenswert erscheinende Würde einsetzen sollte.

Nach einer Weile schlüpfte sie doch aus dem Bett, aber nur, um das Brautkleid zu holen und es, während sie sich selbst noch einmal auf das Lager streckte, über die zerschlossene Decke zu breiten. So lag sie da, weidete die Augen an dem milden Glanz der Seide, an den Rüschen, Bändern, Schleifen, Paspeln und Spangen und fuhr mit der Hand liebevoll über das glatte Gewebe, dessen feine Fäserchen unter ihren abgearbeiteten Fingern leise knisterten.

Es war bezeichnend für Merge, daß der Schritt, den sie zu tun im Begriffe stand, für sie mehr einen Wechsel des Gewandes als eine Wandlung ihres inneren Menschen bedeutete. Was da tot und stumm auf dem Schemel neben ihrem Bette lag, der kurze braune Rock aus grobem Wollenstoff und das Leibchen aus grauem Zwilch, war für sie die Vergangenheit, und was hier unter ihren Händen schimmerte und rauschte, erschien ihr in seiner rosenfarbenen Pracht als ein Symbol der verheißungsvollen Zukunft, deren Pforte sich ihr heute auftun sollte.

Sie wußte selbst kaum, wie lange sie so gelegen und mit offenen Augen geträumt hatte, als sich vor ihrer Tür ein Chorgesang heller Stimmen vernehmen

ließ. Sie richtete sich auf und lauschte eine Weile, ehe sie sich erhob und den Niegel zurückschob. Draußen standen die Mädchen aus dem Dorfe, die gekommen waren, die Freundin zum Feste zu schmücken. Sie brachten die Krone aus vergoldetem Messingblech, die das Muttergottesbild in der Kirche an solchen Tagen herleihen mußte, und den Brautstrauß aus Buchs, Rosmarin und Kauschgold.

Die kleine Schar drang lärmend und lachend in die Kammer. Nur das „Vorbräutchen“, ein zehnjähriges Dirnlein, das eine Krone aus Draht und Seidenblumen auf dem straffgescheitelten Haar trug, sah so ernst und feierlich aus, als ob alle diese Vorbereitungen ihm selbst gegolten hätten. Merge beugte sich zu dem Kinde nieder, hob es empor und küßte es. Da vermochte die Kleine ihre Rührung nicht mehr zu bemeistern, und dicke Tränen rannen ihr unaufhaltbar über die Wangen.

„Mußt nicht kreischen, Bihn,“ versuchte die Braut ihr kleines Ebenbild zu trösten, „ich geh’ ja nicht aus der Welt. Mußt mich zu Rottland fleißig besuchen, willst du?“

„Ist nicht darum, daß ich kreisch,“ schluchzte das Dirnlein.

„Was ist’s denn?“ fragte Merge.

„Ich sag’s nicht,“ erklärte das Kind, indem es sich mit beiden Handrücken die Augen zu trocken bemühte.

„Wenn du es sagst, darfst du auch nach Rottland kommen und die Birnen abtun helfen.“

Bihn kämpfte einen schweren inneren Kampf. Endlich faßte sie sich ein Herz und sagte:

„Mir ist leid, daß du einen so Steinalken bekommst.“

Da lachten die Mädchen laut auf, aber Merge blieb stumm und wurde ernst. Sie ging an den Brunnen und wusch sich, während die Freundinnen sich über das Brautkleid hermachten und die schwere Seide bewundernd betasteten.

Als die Braut wieder in die Kammer trat, begannen die Mädchen sie anzukleiden und zu schmücken. Ihre schweren Flechten wurden gelöst, und das schwarze Haar wurde solange gekämmt, bis es wie ein weicher, leichtgewellter Mantel über Schulter und Rücken niederwallte. Da man mit dem städtischen Gewande und allem, was dazu gehörte, nicht recht umzugehen verstand, zog sich die Zeremonie des Ankleidens sehr in die Länge. Merge, die ohne die Beihilfe der Mädchen schneller fertig geworden wäre, ließ die Tortur geduldig über sich ergehen. Sie beteiligte sich nicht an den verben Scherzen der Freundinnen, aber sie weinte auch nicht, wie es die Sitte eigentlich forderte. Das machte den Mädchen Sorge, und mehr als eine dachte an die alte Regel, daß die Tränen, die nicht vor der Hochzeit geweint werden, nach der Hochzeit fließen müssen.

Die Toilette der Braut war kaum beendet, als sich der Bräutigam mit den männlichen Gästen auf dem Hofe einstellte. Herr Salentin sah in seinem Staatskleide festlich und würdevoll aus, und der Ernst, der auf seinem blühenden Antlitz lag, entsprach durchaus der Bedeutung des Augenblicks. Aber die Hitze des Julimorgens machte ihm zu schaffen, und der Schweiß perlte in schweren Tropfen unter der schwarzen Kopfhaarperücke hervor.

Die vier Musikanten, die man aus der Stadt verschrieben hatte, stimmten den „Stillen Jakob“ an, und während sich die Gesellschaft zu Paaren ordnete,

pochte Mergens Pate und Vormund, ein vierschrotiger Bauer, der sich unter den adligen Kavaliern wie ein Sperling in einem Fluge Goldammern vorfam, an die Tür. Die Mädchen öffneten und Merges trat hinaus: strahlend schön und frisch wie eine eben erblühte Rose. Die vielen fremden Gesichter, die sie mit mehr Neugier als Wohlwollen betrachteten, verwirrten sie, und sie blieb einen Augenblick unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, auf der Schwelle stehen. Da wandelte sich die Stimmung der adligen Verwandten zu ihren Gunsten, und die meisten der Männer waren geneigt, Herrn Salentin den „faux-pas“, den er zu tun im Begriffe stand, zu verzeihen. Der junge Herr v. Ballandt nickte ihr vertraulich zu, sie erwiderte den Gruß jedoch nur durch ein Erröten und reichte ihrem Paten, dessen Amt es war, sie zur Kirche zu führen, die Hand.

Die Musikanten spielten eine getragene Weise und setzten sich nach dem Hof-tore zu in Bewegung, das Vorbräutchen trippelte mit der Brautkerze hinterher, die Brautleute folgten: Merges an der Seite ihres Paten, der Freiherr von seinem Neffen geleitet, und die Gäste schlossen sich an.

An der Tür der Holzheimer Kirche, in der die Trauung vor sich gehen sollte, hatte in Ermangelung heiratsfähiger Burschen eine Schar Knaben Aufstellung genommen, denen sich die beiden Hagestolzen des Dorfes, der Gemeindegirt und ein hochbetagter Knecht, zugesellt hatten. Sie wollten nach altem Brauche die Braut „fangen“, hielten ein Band ausgespannt und präsentierten Merges einen Strauß, wobei sie „den Spruch taten“:

Hier kommen wir gegangen,  
Die Braut zu empfangen.  
Nicht mit Disteln und Dornen,  
Drum wird es sie nicht erzornen,  
Sondern mit blühendem Rosmaren,  
Drum wird es ihr wohl angenehm sein.

Der Freiherr, der darauf vorbereitet war, daß er seine Braut loskaufen mußte, griff in die mächtige Pattentasche seines Leibrock und warf eine Handvoll Münzen nach rechts und nach links, nicht anders wie der Erbschlagmeister des heiligen Römischen Reichs bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt, nur daß dort der metallene Regen etwas reichlicher und daß die Tropfen silbern, anstatt, wie hier, kupfern zur Erde zu fallen pflegten. Aber die Wirkung konnte auch auf dem Römerberg kaum großartiger sein: die wegelagernden Gratulanten drängten, stießen und wälzten sich als zwei wirre Knäuel zu beiden Seiten der Kirchentür, und über das zur Erde gefallene Band hielt die Hochzeitsgesellschaft ihren Einzug in das kleine Gotteshaus.

Dort saßen neben den wenigen Damen, die zu dem Feste erschienen waren, die Schwestern des Bräutigams in der vordersten Bank und warfen Merges, als sie vor den Altar trat, kritische Blicke zu. Und sie sagten sich mit einer gewissen Befriedigung, daß das Mädchen, was das Aussehen anlangte, dem Bruder und hnen gerade keine Schande machte, wenn man ihr natürlich auch anmerkte, wie wenig wohl sie sich in dem ungewohnten Kleide fühlte.

Die Trauung nahm ihren Verlauf, und wenn die Ansprache, die der Pastor an das Brautpaar hielt, auch kein oratorisches Meisterwerk war, so verfehlte sie doch keineswegs ihre Wirkung. Als sich Herr Salentin nach der Einsegnung

wieder von dem Riffen, auf dem er gekniet hatte, erheben wollte, versagten ihm die Beine den Dienst, und er bemühte sich vergebens, auf die Füße zu kommen. Da sprang ihm seine junge Frau entschlossen bei, und ehe noch ein anderer zur Stelle war, faßte sie ihren Eheherrn unter die Achseln und half ihm empor. Dieser kleine Zwischenfall machte auf manche der Hochzeitsgäste einen peinlichen Eindruck, weil er gar zu deutlich den Altersunterschied der Neuvermählten dartat; die meisten jedoch sahen darin eine gute Vorbedeutung und meinten, es habe sich schon in der ersten Minute der Ehe gezeigt, wie wohl der alte Herr daran getan habe, sich in dem jungen Weibe eine Stütze für die bösen Tage, die ja früher oder später doch einmal kommen müßten, zu sichern.

Vater Ambrosius war es, der diesem Gedanken bei der allgemeinen Beglückwünschung Ausdruck gab. Aber der junge Ehemann wollte von einem solchen Ausblick in die Zukunft nicht viel wissen.

„Mit den bösen Tagen hat's bei mir noch gute Wege, mon cher,“ sagte er. „Sie freilich, der Sie das halbe Leben im *prie-dieu* verbringen, können sich nicht imaginieren, daß unsereinem das lange Knien *incommode* ist. Ich wette, wenn Sie einen halben Tag *à cheval* sein müßten, würden Ihnen die Knochen auch steif, obgleich Sie zum mindesten zwanzig Jährlein jünger als ich sein mögen.“

Man merkte es ihm an, daß er jetzt, wo er eine junge Frau sein eigen nannte, um jeden Preis für einen Jüngling gehalten sein wollte.

Von der Kirche aus zog die Hochzeitsgesellschaft nach Haus Rottland. Jetzt wurde Mergé von Mathias geführt, während an Herrn Salentins Seite der Pate einherschritt. Die Sonne stand schon hoch, keine Wolke und kein Baum spendeten Schatten, und unter den taktmäßigen Tritten der unermülich spielenden Musikanten stieg der Staub der arg verwahrlosten Straße in weißen Schwaden empor und legte sich als eine dicke Puderficht auf die schwarzen Gewänder der Priorin, des Paters und des Pastors, wie auf die farbige Kleiderpracht der Weltkinder. Der junge Ehemann hatte seine Perücke über den Degenkorb gestülpt, Mergé quälte sich mit ihrer Schleppe ab, die Herren fluchten über die Hitze, und die Damen stöhnten, seufzten und jammerten. Der einzige, dem Sonnenglut und Staub nichts anzuhaben schienen, war Herr v. Ballandt. Seine Späße ließen die Gesellschaft auf kurze Augenblicke alle Beschwerden vergessen, und mehr als einmal gelang es ihm, der jungen Tante ein fröhliches Lachen zu entlocken. Bald erbot er sich, ihr die schwere Schleppe zu tragen, bald fächelte er ihr mit seinem Hüte Kühlung zu, bald sang er ihr einen lustigen Text vor, den er, ohne sich lange zu besinnen, improvisiert hatte und der Melodie der Musik unterlegte. Jetzt kam auch Mergé zu der Erkenntnis, daß der Wachendorfer Nefse keineswegs so ungeraten und verabscheuungswürdig war, wie man ihn ihr immer geschildert hatte.

Als sich der Hochzeitszug dem Gutshofe näherte, wurde er mit Pistolenschüssen empfangen. Es war eine Veranstaltung des alten Gerhard, der ein paar mit Faustrohren ausgerüstete Bauern auf den Taubenschlag postiert hatte und sich auf diesen Einfall viel zugute tat.

Die Sitte verlangte, daß man, bevor das Mahl aufgetragen wurde, in der Scheune den Brauttanz tanzte, und das Gebot der Sitte war stärker als alle Bedenken wegen der Hitze des Julmittags. Die Musikanten kletterten auf den Hahnenbalken, ließen die Beine hinunterbaumeln und spielten auf. Herr v. Ballandt

führte Mergo an den Fingerspitzen in die Mitte der Tenne, trat selbst ein paar Schritte zurück, verneigte sich vor ihr, als sei sie eine Prinzessin von Geblüt, ergriff ihre Hand und führte sie mit gemessenen Schritten im Kreise herum. Als dann die Musik in ein schnelleres Tempo fiel, faßte er die junge Frau um den Leib, und nun schwebten beide eng aneinandergeschmiegt im Rhythmus des Tanzes dahin.

Der Freiherr sah mit Erstaunen und Befriedigung, wie gut seine Geliebte, der er diese Kunst gar nicht zugetraut hatte, zu tanzen verstand, und die Gäste bewunderten das schöne Paar, das für einander geschaffen schien, und das in seinem Eifer Hitze, Staub und Zuschauer vergaß. Plötzlich kam es einigen der Gäste, die den Tanzenden gerade zunächst standen, so vor, als habe Herr Mathias seinen Mund dem Ohre seiner Partnerin genähert und ihr etwas zugerannt. In diesem Augenblick brach Mergo den Tanz ab, machte sich aus den Armen des Neffen los und sah ihn mit flammenden Blicken an, während ihr Antlitz sich mit dunkler Blut überzog. Er aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen, verneigte sich vor ihr und sagte lachend:

„Sie haben recht, madame la baronne, es ist nicht anders, als ob man in einem Backofen tanzte.“ Damit geleitete er sie an das weit geöffnete Thor und befestigte das Schnupstüchlein, das sie aus ihrem Gürtel losgenestelt und ihm nach altem Brauche als Andenken überreicht hatte, an seinem Güte.

Mittlerweile war das zweite Paar auf den Plan getreten: Mergens Pate und die Gubernatorin. Es war ein köstlicher Anblick, wie der lange hagere Bauer und die beleibte alte Dame sich langsam und gravitatisch drehen und mit dem Schweize ihres Angesichts das neue Band besiegelten, das Holzheim und Rottland verknüpfte. Die schmalen Rippen fest zusammengekniffen, die grauen Äuglein fest auf den nickenden Federstutz seiner Partnerin gerichtet, drehte der wackere Ackersmann seine prächtige Last; blaurot vor Anstrengung und in der Erwartung, jeden Augenblick einem Schlaganfall zu erliegen, aber dennoch sich zu einem unendlich leutseligen Lächeln zwingend folgte Frau v. Ödinghoven den ruckweise erfolgenden Antrieben — ein erhebendes Doppelbild aufopfernder Pflichterfüllung und heroischer Todesverachtung.

Alle Festteilnehmer gewannen die Überzeugung, daß mit diesem Opfer den strengen Geboten der Sitte Genüge geschehen sei, und es wollte wenig bedeuten, daß der Bräutigam die noch immer zierliche und bewegliche Frau v. Syberg im Tripeltakt zwei oder dreimal um die Tenne führte. Er fand mit seinem Beispiele keine Nachahmer, denn in der Gesellschaft fehlte das junge Volk, und die älteren Herrschaften waren sehr einmütig der Ansicht, daß Speise und Trank für Leib und Seele zuträglicher seien als ein Tanz in der Mittagshitze des Heumonds.

Man zog zu der Ruine des Burghauses hinauf. Das Portal mit dem Ballandischen Wappen war festlich bekränzt und die kahlen, von Schutt und Staub gereinigten Räume sahen im Schmuck der Blumengewinde wirklich ganz heiter aus. Über das Gebälk, soweit es dem Brande nicht zum Opfer gefallen war, hatte man junge Maibuchenstämmchen mit vollen Blätterkronen gelegt, und wenn das Laub auch schon schlaff und ein wenig welk herunterhing, so sah die grüne Decke, die an das Dach einer Rieselaube gemahnte, doch anheimelnd und lustig genug aus. Daß der blaue Sommerhimmel hier und da durch die Zweige lugte, war kein Fehler.

Auf dem geräumigen Vorsaal standen die Tische für die Gäste aus den beiden Dörfern, die mit einem bescheideneren Mahle, mit Bier und Branntwein bewirtet werden sollten, dahinter, im ehemaligen Speisegemach, war eine lange Tafel für die eigentliche Hochzeitsgesellschaft gedeckt. Das junge Paar nahm in der Mitte Platz, zu Wergens rechter Seite Mathias, zu Herrn Salentins linker der Pate. Die Musikanten hatten Schürzen vorgebunden, zapften fleißig Wein und trugen unter allerlei Pöffen die Speisen auf. Ein steifer Hirsenbrei eröffnete die Folge der Gerichte; er stillte den ersten Hunger und war das Fundament, auf dem sich weiter bauen ließ. Man löffelte schweigend aus den tiefen Näpfen, froh über den kühlen Luftzug, der durch die Fensterhöhlen fächelte, und über den noch kühleren Wein, mit dem die lustigen Mundschenken Becher und Gläser füllten.

Merge, die trotz ihres gesunden Appetits der Meinung huldigte, daß eine Braut am Hochzeitstage wie ein Vöglein essen müsse, war mit dem Brei zuerst fertig und ließ verstohlen ihre Blicke über die Gesellschaft schweifen. Da kam ihr so recht zum Bewußtsein, daß die ganze Tafelrunde, von ihr selbst und Herrn v. Pallandt abgesehen, aus lauter Alten bestand. Der Pater mochte als ein Mann in den besten Jahren ja schließlich auch noch passieren, aber die anderen! Lauter behäbige oder gar schon ein wenig verfallene alte Herren, lauter sehr ehrwürdige Damen, deren Kleiderpracht weder über die Runzeln und Hängebacken noch über die auseinandergelaufenen oder spindeldürr gewordenen Figuren hinwegzutäuschen vermochte. Viel Noblesse und viel Verdienst, viel edler Anstand und viel Welt-erfahrung, viel Distinktion und viel Herablassung, aber allzu wenig Schönheit und Kraft, allzuwenig Wagemut und Leichtsinn, allzuwenig Tollheit und übersprudelnde Lebenslust! Es war nur gut, daß an ihrer Seite der feste Mathias saß, sonst wäre sie sich in diesem Kreise als ein Eindringling erschienen.

Der Nefte schien ähnlichen Gedanken nachzuhängen wie seine junge Tante. Ihre Blicke begegneten sich verständnisvoll, als der greise Erbmarschall v. Messel-robe, der den Ehrenplatz gegenüber den Neuvermählten innehatte, mit zitternder Hand einen Löffel Brei anstatt in den Mund in den Westenauschnitt beförderte. Und jedes erkannte im Blicke des anderen das Bewußtsein der Überlegenheit, das ein Merkmal der Jugend ist, und dem es unbegreiflich erscheint, daß Leute, die ihrer Glieder nicht mehr mächtig sind, noch das Recht haben wollen, zu leben und den blühenden Nachwuchs durch ihr bloßes Dasein an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern. So schien es, als hätte das Schicksal sich eines der allerwohlfeilsten Mittel bedienen wollen, um ein geheimes Einverständnis zwischen zwei Menschen anzubahnen, die sich bis dahin innerlich fremd gewesen waren, und die sich immer hätten fremd bleiben sollen!

Das Mahl zog sich in die Länge, denn in den Pausen zwischen den einzelnen Gerichten hatten die Musikanten mit dem Weinzapfen zu tun, und der Weg von der Tafel bis in den halbverschütteten Keller, wo das Faß lag, war weit und beschwerlich. Zwischen dem „Sous“, einer starkgewürzten Brühe mit gehacktem Fleisch, und dem „grünen“ Rindfleisch brachte der Erbmarschall die Gesundheit der Neuvermählten aus, und nun folgte ein Trinkspruch dem andern. Als die Spannfertel, die den Höhepunkt des Mahles bedeuteten, aufgetragen waren, erhob sich Pater Ambrosius, bat um die Erlaubnis, ein paar Worte an seinen Gönner und Freund, den Freiherrn, richten zu dürfen, und entwarf eine mit allerlei An-

spielungen gewürzte Schilderung des Paradieses, die freilich weniger dem Berichte der Genesis als den Darstellungen der niederländischen Maler entsprach. In diesem Paradiese, so führte er aus, sei monsieur le baron als ein, wenn auch ein wenig betagter, so doch ewig jugendlicher Adam schon lange daheim, stehe auch nach dem Gebote des Schöpfers mit aller Kreatur auf Erden, im Wasser und in der Luft auf einem amiablen Fuße, — „insonderheit mit den Spanferkeln, die hat er zum Fressen lieb!“ rief Herr v. Pallandt dazwischen, — weshalb denn auch Gott resolviert habe, ihm aufs neue eine Gehilfin beizugesellen.

„Gedachte Eva“, so schloß er, „sehen wir anjegt lieblich und frisch, als sei sie eben erst aus einer Rippe formiert worden, an seiner Seite, und ist wohl keiner unter uns, der ihm sein Glück nicht von ganzem Herzen gönnte. Nun ist aber meine Meinung, daß auch wir schwachen Menschlein, da Gott selbst unsern Freunde das Paradies durch Besteuerung des vornehmsten Stückes so wunderbarlich kompletteret, nicht tardieren sollen, auch unsererseits sein Glück ein wenig zu vermehren, weshalb ich mir die franchise nehme“, — bei diesen Worten bückte er sich und holte unter dem Tische einen Gegenstand hervor, den das weitherabhängende Tafeltuch bisher allen Augen verborgen hatte, — „ihm dieses Kästlein als ein kleines Hochzeitspräsent zu überreichen.“

Der Redner wanderte um den Tisch herum und stellte ein sorgfältig umschnürtes Kistchen vor Herrn Salentin hin. Dieser schnunzelte, denn er hatte von dem Inhalte schon eine Ahnung, zerschnitt die Schnur und schlug den Deckel zurück. Der Balg eines Paradiesvogels kam zum Vorschein, ein Prachtstück, wie es eben nur die frommen Väter der Gesellschaft Jesu mit ihren den ganzen Erdball umspannenden Missions- und Handelsverbindungen zu beschaffen vermochten.

„Nimm das Tierlein heraus!“ wandte sich der Freiherr an seine junge Frau, „deine Hand soll die erste sein, die es berührt.“

Merge gehorchte zögernd. Aller Blicke hingen staunend an dem wunderfamen Geschöpf, dessen fein zerschliffene gelbe Schulterfedern wie ein goldener Schleier über den farbenprächtigen Körper niederwallten.

„Weißt du auch, was du da in Händen hältst?“ fragte Herr Salentin.

Sie nickte, aber über ihrem Antlitze lag etwas wie Trauer.

„Es ist der Glücksvogel“, antwortete sie leise.

„Ja, Merge, und er kommt, uns das Glück ins Haus zu bringen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich glaub' nicht dran“, sagte sie. „Ja, wenn er noch lebte! Aber daß ein totes Vöglein Glück bringen sollt', das glaub' ich nie und nimmer.“

(Fortsetzung folgt)

